

3. Philosophie

ANDREAS UWE MÜLLER

Gehirn ohne Geist?

Phänomenologische Naturalismuskritik vor dem Hintergrund
gehirnphysiologischer Bestreitung der menschlichen Willensfreiheit

Unter Naturalismus verstehe ich den Versuch, Geist auf Natur zu reduzieren bzw. die immer wieder vor allem von Naturwissenschaftlern vertretene Behauptung, man könne mit den Mitteln moderner Wissenschaft den menschlichen Geist durchgängig, d.h. kausalanalytisch erklären. Die letzte größere Debatte dieser Art kreiste in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts um die Frage, ob der Mensch durch seine Gene bestimmt sei oder durch die Umwelt.

Neuerdings taucht dieser Naturdeterminismus in der Gehirnforschung auf, wo einige Neurowissenschaftler (wie z.B. Wolf Singer aus Frankfurt oder Gerhard Roth aus Bremen)¹ die These vertreten, man könne mentale Phänomene vollständig auf neuronale Vorgänge zurückführen. Wir müßten von unserem bisherigen Menschenbild Abschied nehmen, denn wir stehen vor einem Bewußtsein ohne Ich. Unser Bewußtsein sei ein Konstrukt aus unbewußten Schaltvorgängen im Gehirn, die unser Handeln und Denken steuern. »Wir entdecken«, so der Mainzer Philosoph Thomas Metzinger, »daß unser bewußtes Selbst nur eine elegante Benutzeroberfläche ist, hinter dem kein Ich-Kern steht.« Insofern von den genannten Autoren bestritten wird, daß der Mensch ein Wesen mit freiem Willen ist und daher die Zuschreibung von Verantwortung auf der Grundlage selbst bestimmter Akte fragwürdig sei, werden damit nicht nur die Grundlagen des Strafrechts, sondern auch die der theologischen Anthropologie in Frage gestellt. Es ist, so Metzinger, zu befürchten, daß »ein be-

¹ Ebenso auch Fancis Crick, Vilayanur S. Ramachandran, William Hirstein u.a.

stimmtes freiheitliches Gefühl verlorengehen wird, wenn der Staat seinen Bürgern jederzeit ins Gehirn schauen kann².

Bedeutet die Tatsache, daß unser Bewußtsein neuronale Grundlagen hat und unser bewußtes Erleben an das Gehirn gebunden ist, eo ipso, daß es sich darin erschöpft und unser Denken und Verhalten im Grunde wie eine vorprogrammierte Maschine funktioniert?

Für die Beantwortung dieser Frage scheinen mir die Argumente, die die Phänomenologie, insbesondere Edith Stein in ihrer »Einführung in die Philosophie« im Anschluß an Edmund Husserl entwickelt hatte, hilfreich zu sein. Ich vertrete im folgenden die Ansicht, daß solche Thesen philosophisch auf einer unzulässigen »Ontologisierung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse zu einem naturalistischen, auf ›harte‹ Fakten geschrumpften Weltbild« beruhen. Es handelt sich hier nicht um Wissenschaft, sondern um »schlechte Metaphysik«³, da diese deterministischen Theorien wesentliche Erkenntnisgrundlagen, mit denen sie stillschweigend operieren, nicht reflektieren. Mit Edith Stein werde ich versuchen, einige dieser epistemologischen Voraussetzungen und damit die Grenzen der empirischen Methodik in den Blick zu bekommen.

Ich werde also zunächst den Naturalismus in der modernen Gehirnforschung kurz skizzieren und die Kernthese des »neuronalen Determinismus« vorstellen, um sodann über eine phänomenologische Kritik des Naturalismus einige grundlegende epistemologischen Grenzen der Gehirnforschung aufzuzeigen.

NATURALISMUS IN DER MODERNEN GEHIRNFORSCHUNG

Die neurologischen Wissenschaften gehören zu den Wissenschaftszweigen, die in den letzten Jahren erstaunliche Fortschritte verzeichnen konnten, denn es ist ihnen gelungen, mentale Vorgänge neuronal zu verorten und gleichsam eine Karte des menschlichen Gehirns zu erstellen. Vor allem diese Kartographierung dringt über die bunt eingefärbten Hochglanzbilder populärwissenschaftlicher Publikationen allmählich ins allgemeine Bewußtsein und nährt die Hoffnung, man könne dem Menschen in Kürze beim Denken zusehen, weil man im-

² Metzinger, Th., Atombomben für das Ich. In: Die Suche nach dem Ich. Focus 6/2006 vom 6. 2. 2006, 88f.

³ Habermas, J., Zwischen Naturalismus und Religion (2005), 215.

mer mehr begreift, wie die Schaltungen funktionieren, die zu bestimmten mentalen Erscheinungen führen. Möglich wurden diese Fortschritte und Vorstellungen, weil sich über neue bildgebende Verfahren wie Kernspintomographie oder Positronenemissionstomographie (PET) die molekularen Stoffwechselprozesse, z.B. Sauerstoffverbrauch und Glucoseverbrennung, sichtbar machen lassen sowie die Gehirntätigkeit bis in die Mikroebene hinein verfolgen und entsprechenden Gehirnregionen zuordnen läßt.

Die Beobachtungen und Experimente der Neurophysiologie haben allerdings zu Resultaten geführt, deren Deutung selbst in der Zukunft der Neurologen umstritten ist. Den Befürwortern einer wechselseitigen Beeinflussung von Geist und Körper (z.B. Freeman, Pöppel, Spitzer) stehen Forscher (z.B. Crick, Roth, Singer) gegenüber, die einen Naturdeterminismus behaupten, wonach sich mentale Vorgänge aus ihren neuronalen Korrelaten kausal durchgängig und befriedigend erklären lassen.

Von geradezu exemplarischer Bedeutung wurde ein im Jahr 1985 von Benjamin Libet, einem amerikanischen Hirnforscher, durchgeführtes Experiment, das die Diskussion um die Frage entfacht hat, ob unsere Handlungen im Grunde jeweils vom blinden Zusammenwirken der Neuronenkonglomerate, d.h. vor- oder unbewußt, gesteuert werden oder ob wir trotz all der äußeren Faktoren, die auf uns einwirken, letztlich über unsere Handlungen willentlich und frei entscheiden können. Ein Proband sollte also den rechten oder linken Arm heben (bzw. einen Knopf betätigen), wenn er einen bestimmten Entschluß gefaßt habe.

Eigentlich wollte Libet damit nur die aus freiheitstheoretischer Sicht naheliegende Vermutung überprüfen bzw. bestätigen, daß eine subjektiv erlebte Willensentscheidung einen neuronalen Prozeß auslöse. Statt dessen konnte er beobachten, daß sich bereits Sekundenbruchteile vor dem Willensruck ein hirnelektrophysiologisch meßbares Bereitschaftspotential aufbaute, woraus man folgerte: »Das Gehirn mit seinen unbewußten neuronalen Prozessen komme unserem Willen ständig zuvor.«⁴ Daraus wiederum meinte man schließen zu können, daß Begriffe wie »Ich«, »Selbst«, »Selbstbewußtsein«, »Geist« oder »Person« zum Verständnis menschlichen Denkens und Handelns

⁴ H. Küng, *Der Anfang aller Dinge. Naturwissenschaft und Religion*. München 2005, 196.

überflüssig werden, da sie sich in neuronale Konstrukte auflösen lassen. Nicht einem bewußten Ich, sondern dem tief in unserem Gehirn arbeitenden limbischen System mit seinen Basalganglien, d.h. unserem emotionalen Gedächtnis, müßten daher, so Gerhard Roth, »die Letztentscheidungen des Menschen« zugeschrieben werden; anders ausgedrückt: »Das bewußte, denkende und wollende Ich ist nicht im moralischen Sinne verantwortlich für dasjenige, was das Gehirn tut, auch wenn dieses Gehirn ›perfiderweise‹ dem Ich die entsprechende Illusion verleiht.«⁵ Wer also den Menschen als Autor von Handlungen begreift, ihm also Freiheit und Verantwortung zuschreibt, wer also die ontologische Wirklichkeit solcher Epiphänomene behauptet, irre und bewege sich im Bereich spekulativer Phantasie, die durch die harten Fakten nicht gedeckt wird. Auch nach eingehender Kritik aus Fachkreisen hält der Bremer Neurophysiologe G. Roth, der in Münster bei J. Ritter auch Philosophie studiert hat, fest: Die »Überzeugung einer Person, sie habe eine bestimmte Handlung frei und willentlich ausgeführt, entspricht nicht den Tatsachen«⁶. Und der Neurobiologe Holk Cruse ergänzt: »Was wir subjektiv erleben, ist ein Konstrukt des Gehirns« oder des Nervensystems, das nicht die Realität, sondern »etwas Artifizielles abbildet« und dessen Funktionieren chemisch-physikalischen Naturgesetzen und evolutionär erlernten oder angeborenen Regeln unterliegt. Dies gilt auch für das Erleben dessen, »was wir mit freiem Willen bezeichnen«⁷. Aber können intentionale Erlebnisse wirklich durch neuronale Prozesse (und evolutionsbiologische Konditionierung) hinreichend erklärt werden?

PHÄNOMENOLOGISCHE KRITIK AM NATURALISMUS

Der wachsende Erfolg der Naturwissenschaften (ver)führte nach dem Scheitern der Hegelschen Metaphysik manch positivistisch ge-

⁵ G. Roth, *Aus der Sicht des Gehirns*, Frankfurt a. M. 2003, 180.

⁶ G. Roth, *Wir sind determiniert. Die Hirnforschung befreit von Illusionen*. In: *Geyer, Chr., Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente*. Frankfurt a. M. 2004, 218–222, 219 (Erstabdruck in: FAZ 1.12.2003).

⁷ H. Cruse, *Ich bin mein Gehirn. Nichts spricht gegen den materialistischen Monismus*. In: *Geyer, Chr., Hirnforschung und Willensfreiheit*. Frankfurt a. M. 2004, 223–229, 223f. (Erstabdruck in: FAZ 5.4.2004)

stimmten Forscher und Philosophen (wie z.B. Auguste Simon) dazu zu glauben, die bei Descartes grundlegende Dichotomie zwischen »res cogitans« und »res extensa«, zwischen Freiheit und Notwendigkeit, die auch Kant nicht aufzulösen vermochte und die die heutige Kluft und Sprachlosigkeit zwischen Geistes- und Naturwissenschaften prägt, sei letztlich zu überwinden, wenn man nur die positivistische Forschung konsequent vorantreibe. Eine andere Denkströmung – etwa der Empiriokritizismus von E. Mach und R. Avenarius – wollte nicht so weit gehen, behauptete aber, man könne alles, was uns gegeben ist, auf Empfindungen zurückführen, so daß auch logische Sätze im Grunde psychologische Sätze seien, insofern sie nicht sagen wollen, was »an sich« gilt, sondern, wie sich das Bewußtsein gewöhnlich bei der Verknüpfung von Akten verhält. Jedenfalls brauche man, um das, was uns gegeben ist, angemessen zu erfassen, nur noch Ordnungsbegriffe von Empfindungen. Ein Träger von Akten jedenfalls, wie ihn der Personbegriff bis dahin festgehalten hatte, werde nicht mehr gebraucht und die damit gegebenen metaphysischen Probleme würden überflüssig.

Diesem im Kern neukantianisch-positivistisch gestimmten Denkklima setzte E. Husserl (1859–1938) zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit seinen »Logischen Untersuchungen« (1900/01) die Einsicht entgegen, daß das noetisch-noematische Korrelationsapriori nicht zu hintergehen und daher jeder Versuch einer Reduktion von vornherein zum Scheitern verurteilt sei, da er selbst nur ein abgeleitetes und verkürzendes Denkkonstrukt dessen darstelle, was uns ursprünglich gegeben ist.

Husserl, der von Haus aus Mathematiker war, legte seinen Schülern nahe, naturwissenschaftliche Vorlesungen und Seminare zu besuchen und sich mit den philosophischen Thesen, die dort direkt oder indirekt vertreten wurden, auseinanderzusetzen. In diesem Zusammenhang hörte E. Stein 1913 bei Georg Elias Müller (1881–1922), »einem Veteran der alten rein naturwissenschaftlich verfahrenen Methode«, am Psychologischen Institut Göttingen, das heute seinen Namen trägt, eine Vorlesung über die »Psychophysik der Augenempfindungen« und stellte sich seinen Schülern als Versuchsperson für deren Experimente zur Verfügung. Hier trat ihr zum ersten Mal anschaulich der Naturalismus als Methode und Ontologie entgegen, mit dem sie sich dann ausführlicher in ihrer »Einführung in die Philosophie« (ESGA 8, 2004) auseinandersetzte.

Die Psychophysik ging von der sinnlichen Wahrnehmung aus, und sie betrachtete die Wahrnehmungsorgane als Apparate, deren Funktionieren über Probanden sich restlos nach einem Reiz-Reaktionschema erforschen lassen sollte. Nach dem sogenannten Weber-Fechnerschen Gesetz sollte für jeden Reiz die entsprechende Stärke der psychologischen Empfindung ermittelbar sein; die psychischen Zustände sowie die mentalen Repräsentationen der äußeren Welt sollten auf die meßbaren Sinneseindrücke zurückgeführt werden können und aus diesen erklärbar sein. Merkwürdigerweise gab man sich dabei keine Rechenschaft mehr darüber, wie die dafür notwendige Umschaltung von der »Teilnehmerperspektive« des erlebenden Subjekts in die »Beobachterperspektive« des mit Experiment, Statistik und Meßdaten arbeitenden Wissenschaftlers epistemologisch zu bewerten sei.

Diesen philosophisch wunden Punkt deckt Edith Stein auf und gibt zu bedenken: »Wenn der Psychologe, der mit Experiment und Statistik arbeitet, die Aussagen der Versuchspersonen benützt, um sich über ihre psychischen Zustände zu unterrichten, so ist es *ihre* Eigenerfahrung, die der wissenschaftlichen Analyse zu Grunde gelegt wird. Schaltet man im psychologischen Experiment alle Aussagen der Versuchsperson aus und verläßt sich nur auf das, was man von den Apparaten ablesen kann, indem man etwa die Zahl der Pulsschläge, die Stärke der Atmung und dgl. mißt und als Zeichen eines Erregungszustandes bewertet, so untersucht man die körperlichen Symptome eines psychischen Zustandes und kann sie als Anhaltspunkte für die Beurteilung dieses Zustandes nur verwenden, *wenn man bereits voraussetzt, was er in sich selbst ist und daß er in funktionellem Zusammenhang mit jenen leiblich-körperlichen Vorgängen steht und ferner, wenn man sich ihn in seiner besonderen Beschaffenheit entsprechend den äußerlich festgestellten Symptomen vergegenwärtigt.*⁸ Was der psychische Zustand in sich selbst ist, davon erhält man dadurch Kunde, daß er sich im Erlebnisverlauf bekundet und daß man die Erlebnisse ihrem Wesen nach ... erforschen kann« (ESGA 8, 234).

Stein macht, indem sie die experimentelle Methode exemplarisch erläutert, zugleich deren epistemologische Voraussetzungen und die philosophischen einer Naturalisierung des Geistes deutlich:

⁸ Hervorhebung des Verfassers.

1. Die naturwissenschaftliche Forschung setzt immer schon das Gegebensein von Phänomenen, d.h. das Gegebensein für ein Bewußtsein voraus. *Daß* etwas beispielsweise eine Willensbekundung oder eine Farbwahrnehmung ist und *als solche* angesprochen und identifiziert werden kann, verweist auf ein im Erleben vorgängiges Gegebensein eines solchen Etwas zurück. Dieses kann nicht ausgeschaltet werden, ohne das Phänomen selbst zum Verschwinden zu bringen. Da überdies die Geltung der Naturgesetze »auf der Feststellung allgemeiner Regelmäßigkeiten im Verlauf des Geschehens« beruht und »die Feststellung der Gleichheit die Möglichkeit voraussetzt, schon im Einzelfall ein allgemeines Wesen herauszuheben..., so ist die in jeder empirischen Anschauung, jeder Erfahrung von individueller Wirklichkeit beschlossene Wesensauffassung Bedingung der Möglichkeit für die Auffindung allgemeiner Erfahrungstatsachen« (ESGA 8, 230). Nach Husserl und Stein setzt die naturwissenschaftliche Erkenntnis eines Erlebnisses insgesamt also die phänomenologische Wesenserfassung voraus.
2. Die naturwissenschaftliche Erforschung eines sich im Lebensverlauf bekundenden Phänomens greift immer schon auf die Eigenerfahrung der erlebenden Person und deren hermeneutisches Vorverständnis der erlebten Sache oder des Erlebnisses zurück. Daher geht letztlich auch die naturwissenschaftliche Begriffsbildung immer schon von einem bestimmten, lebensweltlich und zeitbedingt gewonnenen Vorverständnis oder Begriff solcher Zustände aus, die sie untersuchen will. Auch die intersubjektive Erforschung von Bewußtseinszuständen kommt nicht ohne die Eigenerfahrung von Personen aus, denn um Aussagen machen und protokollieren zu können, muß sie in Raum und Zeit vermessenen Sinnesdaten Aussagen von Personen über deren subjektive Befindlichkeiten zuordnen (also etwa den Meßdaten a, b, c... die Aussage, daß eine Person zur gleichen Zeit eine Rotempfindung hat). Sie setzt also die Selbsterfahrung eines bewußten Ich, die sie erklären will, immer schon voraus. Wäre dies nicht der Fall, so hätte sie es mit einem Durcheinander von Meßdaten zu tun. Erst durch die Eigenerfahrung wird es möglich, die Meßdaten zu einer Einheit zu integrieren, so daß durchgängige Erkenntnis allerest möglich wird.

3. Daß psychische oder mentale Vorgänge überhaupt in Sinnlichkeit, d.h. in meßbare Sinnesdaten übersetzt werden können, setzt die Leiblichkeit dieser Phänomene voraus. Nur weil der Leib Ausdrucksmedium *unserer selbst*, d.h. immer schon *mein* Leib ist, haben die an sich selbst unräumlichen mentalen Phänomene eine Außenseite und können als Ausdrucksgestalten an meinem Leib auftreten. Von diesem »Nullpunkt der Orientierung« können wir uns weder trennen noch eine erfüllte objektivierende Anschauung haben. Denn ebensowenig, wie wir unseren Rücken sehen oder uns direkt ins Gesicht blicken können, können wir uns *unserem* Leib als Ganzem gegenüberstellen und diesen als Raumkörper beobachten. Wird unsere Aufmerksamkeit auf eine Stelle am Leib gelenkt, so ist dies nur möglich, indem wir aus der unmittelbaren Gegebenheit des Leibes als *meines Leibes* heraustreten und die anderen Bekundungen des Leibes als Einheit meines Lebens in den Hintergrund treten, d.h. abgeschattet werden, damit aber nur als Leervorstellungen gegeben sind. Indem wir von der Erlebnis- auf eine Beobachterperspektive umschalten, modifizieren wir die ursprüngliche Gegebenheit des Leibes zu der Gegebenheit eines mehr oder minder exakt räumlich und zeitlich darstellbaren Körpers. Die Modifikation oder Veränderung, die dabei, insbesondere aber bei einer naturwissenschaftlichen Beschreibung erfolgt, kann man mit Stein wie folgt beschreiben: »Im Verhältnis zum Dinge selbst ist die Festlegung seiner Individualität mit Hilfe von Raum und Zeit eine *allgemeine* Bestimmung, denn prinzipiell könnte jedes andere seine Stelle einnehmen, und außerdem haben Raum- und Zeitpunkt als Stellen im Kontinuum etwas, was ihnen mit allen Stellen desselben Kontinuums gemein ist, und sie selbst sind in ihrer Individualität durch eine allgemeine Gesetzmäßigkeit, nämlich zahlenmäßig, zu bestimmen« (ESGA 8, 228). Da die Naturwirklichkeit nur insoweit erkennbar ist, als sie gesetzmäßig verläuft, bedeutet »die Individualität des Dinges, daß es *numerisch eines* ist. Die Individualität der Person besagt dasselbe *auch*, aber darüber hinaus, daß sie qualitativ einzigartig ist, und die Einzigartigkeit ist das Mittel, um die Einzigkeit zu fassen« (ESGA 8, 229). D.h. nun aber, daß schon die »einfache« Leibwahrnehmung gar nicht aus einer neutralen Beobachterposition gelingen kann, weil diese die »ursprüngliche Gegebenheit unseres erlebenden und bewußten Ich voraussetzt«, weil also die intentionalen Erleb-

nisse unseres Bewußtseins an eine ursprüngliche »Körperwahrnehmung« gebunden sind. Die naturwissenschaftliche Forschung kann also von sich her weder sicherstellen, daß sie das von ihr beschriebene Phänomen angemessen, noch daß sie es als Ganzes erfaßt.

EPISTEMOLOGISCHE GRENZEN DER HIRNFORSCHUNG

Was können wir daraus hinsichtlich der Grenzen objektgeschichtlicher Methodik entnehmen, die die Neurowissenschaften ihren Forschungen zugrunde legen?

1. Da wäre zunächst im Hinblick auf das leitende Vorverständnis von »Freiheit« und »Willensfreiheit« an die Hirnforscher die Frage zu stellen: Wer sagt uns, daß die mit der isolierten Handlung des Armhebens oder Knopfdrückens verbundene Willenshandlung das, was als »freie Willensentscheidung« bezeichnet wird, angemessen beschreibt? Ist eine Willenshandlung wirklich reduzierbar auf das punktuelle Ereignis eines Willensrucks, oder hat sie nicht eine umfassendere zeitliche Erstreckungsdimension und ist in sich nicht viel komplexer? Gehört zu einer freien Willensentscheidung nicht das Abwägen von Gründen, die Aktivierung von Erinnerung und Erfahrung und deren Bezug auf die Einzelsituation? Ist diese über einen längeren Zeitraum reichende komplexe Situation, an der Wille, Verstand, Emotionalität und Leiblichkeit beteiligt sind, wirklich analytisch exakt in ihre Einzelteile zerlegbar und hirnhysiologisch beobachtbar bzw. exakt beschreibbar? In »Endliches und ewiges Sein« weist Stein mit Kant darauf hin, daß der der praktischen Vernunft angemessene Begriff der Freiheit sich nicht in einer Absenz äußerer Hemmung oder äußeren Zwangs und auch nicht in blinder Umtrieblichkeit oder dem Vermögen, unter Präferenzen wählen zu können, erschöpft. Sie geht weder in der zweckbezogenen technischen noch in der auf das eigene Wohlergehen ausgerichteten Freiheit auf, sondern erreicht erst im Begriff moralischer Freiheit ihren letzten autonomen Bestimmungsgrund. Erst »im Gebot der Pflicht offenbart sich die Freiheit des Ichs auch noch gegenüber seiner eigenen Natur« (ESW II, 409). Erst auf dieser Ebene, wo sich Freiheit zum Sein im Ganzen verhält, wo sie sich dazu bestimmt, dem anderen

die eigene Freiheit zu schulden, folgt der Wille einem Gesetz, das nicht anderswo herkommt, sondern aus ihm selbst stammt und insofern auto-nom ist. »Ob die Hirnforschung für diese Art Freiheit, die wirkliche Willensfreiheit ... eine entscheidende Frage formulieren kann«, darf bezweifelt werden. »Denn wie will man die Welt des Sollens mit Einsichten aus der Welt des Seins aus den Angeln heben?«⁹ – Wie immer auch man die Wesensphänomenologie geltungslogisch bewerten mag, man wird sich schwerlich dem Argument der Phänomenologie entziehen können, daß die Neurophysiologie – ebenso wie die Psychologie – »nur soweit den Namen einer Wissenschaft verdient, als sie mit geklärten Begriffen arbeitet. D.h. aber nichts anderes als: mit Begriffen, die in phänomenologischer Arbeit gewonnen sind. Empirische Untersuchungen, die mit verworrenen Allgemeinvorstellungen ... an die Arbeit gehen, können nur einen Haufen von Einzel Tatsachen zutage fördern, aber keine wirklich wissenschaftlichen Ergebnisse«, denn diese beziehen letztlich ihre Strenge allein von »der Reinlichkeit und Genauigkeit ihrer Begriffsbildung, wie sie nur auf Grund phänomenologischer Analysen möglich ist« (ESW 13, 235).

2. Willensentscheidungen, von »innen« betrachtet, wachsen langsam aus einer Abwägung von Gründen. Sie setzen eine qualifizierte Offenheit von Zeit voraus, die durch eine Abbildung von Zeit in eine qualitätslose Abfolge von Jetztmomenten nicht eingeholt werden kann. In der modernen Diskussion hat daher etwa J. Habermas u.a. in diesem Zusammenhang auf den Unterschied von Gründen und Ursachen hingewiesen. Im Kern nimmt er damit aber die phänomenologische Argumentation auf, wonach physikalische Ereignisse sich von menschlichen Handlungen durch die Struktur ihrer Intentionalität unterscheiden. Ein erkanntes Handlungsziel verursacht das Handeln des Menschen nicht, da man jederzeit auch die Möglichkeit hat, seine Erkenntnis zu korrigieren bzw. anders zu handeln. Daher folgert E. Schockenhoff m. E. zu Recht: »Wenn ›Gründen‹ nur insofern Wirksamkeit im Handeln zugestanden wird, als sie mit wissenschaftlich erkennbaren ›Ursachen‹ konvertibel sind, wird das Phänomen des Handelns und so-

⁹ Höffe, O., Der entlarvte Ruck. Was sagt Kant den Gehirnforschern? In: *Geyer, Chr., Hirnforschung und Willensfreiheit*. Frankfurt a. M. 2004, 177–182, 182 (Erstabdruck in: FAZ 11.2.2004).

mit die Fragestellung der Ethik bereits durch die Wahl einer solchen wissenschaftlichen Beschreibungssprache eliminiert.«¹⁰

3. Die objektgeschichtliche Methode lebt von einer weitreichenden Transformation, über die sich die genannten Forscher keine Rechenschaft mehr geben. Es wird so getan, als ob der Übergang aus der Erlebnis- oder Teilnehmerperspektive in die Beobachterperspektive der Wissenschaft reibungsfrei und lückenlos gelinge. Damit wird immer schon implizit vorausgesetzt, was erst zu beweisen wäre. Wir sahen bereits, daß dies schon deshalb nicht möglich ist, weil die objektivierende Gegebenheit des Leibes (in unserm Fall: das Wo im Innern des Gehirns) dabei immer schon auf die ursprüngliche Bezugsdimension von Leiblichkeit – d.h. Offenheit für Welt von einem Nullpunkt der Orientierung aus – und auf das Wie dieser ursprünglichen Gegebenheit als Empfindungen, die an meinem Leib auftreten, rekuriert. Jener Übergang setzt damit vorgängige Gegebenheit voraus: eine innere Erfahrung, d.h. die Gegebenheit für ein Bewußtsein, und eine äußere, die dieser inneren Erfahrung durch ein erlebendes Ich zugeschrieben wird und die sich messen läßt, da sie im Raum-Zeit-Kontinuum darstellbar ist. Die Bedingung der Möglichkeit dieser Darstellbarkeit gründet aber in der doppelten Gegebenheit des Leibes. Letztlich ist es daher »immer ein Ich, das die Subjektivität des anderen Ich in die Objektivität eines Es überführen möchte«¹¹. Zweifelsohne vermag die moderne Hirnforschung mit Kernspintomographie oder PET Abläufe auf der untersten, der molekularen Ebene – wenn auch nicht immer zweifelsfrei und lückenlos – auf die obere Ebene der Hirnarreale abzubilden. Wir wissen aber kaum etwas über das, was in den Zellverbänden geschieht, wie die Verschaltungen zustande kommen, ob sie nur lokal begrenzt sind oder in einem übergreifenden funktionalen Zusammenhang stehen. Wie die Zwischenebene funktioniert, in der der in den bildgebenden Verfahren erfaßte Input transformiert und im Funktionszusammenhang des Gehirns bzw. im Erlebniszusammenhang einer Person

¹⁰ Eberhard Schockenhoff, *Beruhet die Willensfreiheit auf einer Illusion? Hirnforschung und Ethik im Dialog*. In: Vorträge der Aeneas-Silvius-Stiftung an der Universität Basel, 2004, 17.

¹¹ Lück, U., *Mehr Gehirn als Geist? Grenzen der naturalistischen Interpretation*. In: Neuner, P., *Naturalisierung des Geistes – Sprachlosigkeit der Theologie? Die Mind-Brain-Debatte und das christliche Menschenbild*. Freiburg, 2003, 57–77, 68.

zugeordnet wird, d.h. wie die Hirnaktivität wirklich funktioniert, bleibt im Dunkeln. Eine objektgeschichtliche Methode gelangt überall an eine eindeutige Grenze, wo es um die Erfassung der Individualität und Singularität von Erfahrungen, d.h. des Problems der Geschichtlichkeit, sowie um die Leibhaftigkeit menschlichen Lebens und das Selbstbewußtsein des Menschen geht. Auf diesen übergreifenden Lebenszusammenhang bleiben Beobachtung und Analyse stets zurückverwiesen, wenn sie nicht nur ein Sammelurium an diffusen, unverstandenen Meß- und Empfindungsdaten aufhäufen möchten. Daher das ernüchternde Fazit der Hirnforscher im sogenannten Manifest von 2004: »Nach welchen Regeln das Gehirn arbeitet; wie es die Welt so abbildet, daß unmittelbare Wahrnehmung und frühere Erfahrung miteinander verschmelzen; wie das innere Tun als ›seine‹ Tätigkeit erlebt wird und wie es zukünftige Aktionen plant, all dies verstehen wir nach wie vor nicht einmal in Ansätzen. Mehr noch: Es ist überhaupt nicht klar, wie man dies mit den heutigen Möglichkeiten erforschen könnte.«¹²

¹² Das Manifest. Über die Gegenwart und Zukunft der Hirnforschung; in: Gehirn und Geist, Nr. 6/2004, 30f.